

Internationaler Literaturpreis



Haus der
Kulturen der Welt

Shortlist
2025

So vielfältig die Titel der diesjährigen Shortlist sind, sie alle widmen sich einem bedrohten Ich, das sich zugleich als widerständiges Ich zeigt. Eines, das an sich selbst festhält, nicht gewillt, sich ungesehen und ungehört dem Kreislauf der Gewalt in dieser Welt hinzugeben.

In *So gehn wir denn hinab* treffen wir auf ein schutzloses, ums Überleben kämpfendes Mädchen, dessen außergewöhnliche Stimme gleichermaßen ihr selbst und der Historie gehört. Voller sprachlicher und emotionaler Wucht widersetzt sie sich der Entmenschlichung und Entwurzelung, die das Verbrechen der Versklavung ausmachen.

Mit Finesse verbindet *Sankofa* mehrere Lebensgeschichten mit prägenden historischen Momenten, die bis in unsere Gegenwart hineinwirken, und offenbart damit, dass Geschichte weder abgeschlossen noch glatt und politische Gewalt nie determiniert, sondern immer auch ein Resultat individueller Entscheidungen ist.

Wie sehr diese mit Machtverhältnissen verknüpft sind, zeigt die Erzählerin in *Übung in Gehorsam*. Sie bringt uns einem moralisch ambivalenten Opfer so nahe, dass sich alle Gewissheiten auflösen. Weitab von etablierten Narrationen stellt sich die Frage, welche persönlichen Konsequenzen aus kollektiv erfahrenen Geschichten der Unterdrückung und Verfolgung gezogen werden können.

Trauriger Tiger verlangt uns Leser*innen

ab, der Realität des Kindesmissbrauchs durch die Augen eines erwachsenen Opfers zu begegnen, das auf seine Autonomie ebenso besteht wie auf die Erzählbarkeit seiner Gewalterfahrung. In dieser beeindruckenden Reflexion begegnet uns die Brutalität von gewöhnlichen Menschen, aber vor allem auch die bohrende Frage nach Komplizenschaft.

Diese spielt ebenfalls eine maßgebliche Rolle in *Ich ertrinke in einem fliehenden See*, eine schmerzhaft-rückblickende Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle im großen Gefüge des Weltgeschehens. Verloren in einem zerstörerischen Begehren, erkämpft sich die Protagonistin durch ihr politisches Erwachen einen Weg zurück zu sich selbst.

In *Autobiographie des Todes* empfängt uns schließlich ein Chor, aus dem jede Stimme einen individuellen und damit würdevollen Tod für sich einfordert. Er zelebriert sowohl die fragile, rätselhafte und einzigartige Innenwelt eines jeden Menschen, wie auch die verbindende Zeitlosigkeit von kulturellen Bildern, Geschichten und Denkwelten.

Alle sechs im Folgenden von meinen Kolleg*innen der Jury eingehender vorgestellten Titel der Shortlist sind mit Souveränität und Kunstfertigkeit ins Deutsche übertragen worden. Ihre Übersetzungsleistung ist also eine doppelte: Erleben ist zu Sprache und Sprache zu Literatur geworden.

– **Asal Dardan für die Jury**

Die Jury



Jury 2025. Khuê Phạm, Deniz Utlü, Elisabeth Wellershaus, Hannes Langendörfer, Asal Dardan, Paula Fürstenberg und Cia Rinne (v.l.n.r.). Foto: Hanna Wiedemann / HKW

ASAL DARDAN, 1978 in Teheran geboren, ist Autorin und Publizistin. Für ihren Text „Neue Jahre“ wurde sie 2020 mit dem Caroline-Schlegel-Preis für Essayistik ausgezeichnet. Ihr Essayband *Betrachtungen einer Barbarin* wurde 2021 für den Deutschen Sachbuchpreis und 2022 für den Clemens-Brentano-Preis nominiert. Ihr zweites Buch *Traumaland* ist im Januar 2025 im Rowohlt Verlag erschienen. Als Übersetzerin hat sie unter anderem Werke von Namwali Serpell und Chimamanda Ngozi Adichie vom Englischen ins Deutsche übertragen. Sie lebt in Berlin und auf der schwedischen Insel Öland.

PAULA FÜRSTENBERG, 1987 in Potsdam geboren, ist Schriftstellerin. Sie studierte am Schweizerischen Literaturinstitut und an der Humboldt-Universität. Ihr Debüt *Familie der geflügelten Tiger* erschien 2016 und wurde ins Französische übersetzt. 2024 folgte ihr zweiter Roman *Weltalltage*. Für ihre Arbeit wurde sie mit zahlreichen Stipendien ausgezeichnet, zuletzt von der Villa Aurora in Los Angeles und dem Deutschen Literaturfonds. Sie schreibt Prosa und Essays, darüber hinaus arbeitet sie als Kuratorin, Lehrende und Herausgeberin und ist Teil verschiedener künstlerischer Kollektive. Fürstenberg lebt und arbeitet in Berlin.

HANNES LANGENDÖRFER, 1975 in Heidelberg geboren, ist Literaturübersetzer und Moderator. Er übersetzt Belletristik, Lyrik und Theatertexte und hat unter anderem Werke von Madame Nielsen, Søren Ulrik Thomsen und Stine Pilgaard ins Deutsche übertragen. 2022 und 2023 war er Mitglied der Jury des REBEKKA-Übersetzerpreises. Langendörfer lebt und arbeitet in Berlin.

KHUÊ PHẠM, 1982 in Berlin geboren, ist eine preisgekrönte ZEITmagazin-Redakteurin und Buchautorin. 2012 veröffentlichte sie mit Alice Bota und Özlem Topçu *Wir neuen Deutschen*, das von Einwandererkindern und ihrem Platz in Deutschland handelt. Ihr Debütroman *Wo auch immer ihr seid* (2021) ist von ihrer vietnamesischen Familie inspiriert. Er wurde als Tanztheater adaptiert und erschien 2024 als *Brothers and Ghosts* in Großbritannien, Australien und den USA. Sie ist außerdem Gründungsmitglied des PEN Berlin. Phạm lebt und arbeitet in Berlin.

CIA RINNE, 1973 in Göteborg geboren, ist Dichterin und Künstlerin. Sie studierte Philosophie und Sprachen in Frankfurt, Helsinki und Athen und ist Autorin konkreter, minimalistischer und mehrsprachiger Poesie wie *l'usage du mot* (2017) und *sentences* (2019) sowie von Libretti wie *Wasting my Grammar* (2024) für das Ensemble Neue Vocalsolisten. Ihre Arbeiten wurden international in Galerien und Museen ausgestellt, zuletzt in der Marabouparken konsthall in Stockholm 2024 und im Rauma Art Museum 2025. Ihr Werk wurde mit dem Prix littéraire Bernard Heidsieck-Centre Pompidou ausgezeichnet. Rinne lebt und arbeitet in Berlin.

DENIZ UTLÜ, 1983 in Hannover geboren, veröffentlichte die Romane *Die Ungehaltenen* (2014), *Gegen Morgen* (2019), *Vaters Meer* (2023). Seine Arbeit wurde vielfach gewürdigt, etwa mit dem Bayerischen Buchpreis, dem Literaturpreis der Literatur Nord, dem Alfred-Döblin-Preis, wie auch durch die Bühnenadaptionen 2015 im Maxim Gorki Theater und 2024 im Schauspiel Hannover. Außerdem veröffentlicht Utlü politische und poetologische Essays. Er lehrte literarisches Schreiben am Deutschen Literaturinstitut Leipzig, am Institut für Sprachkunst Wien sowie an der UdK in Berlin. Bis 2014 gab er zehn Jahre lang das Kultur- und Gesellschaftsmagazin freitext heraus.

ELISABETH WELLERSHAUS, 1974 in Hamburg geboren, ist Autorin und Journalistin. Ihr Buch *Wo die Fremde beginnt* (2023) war für den Deutschen Sachbuchpreis nominiert. Sie war Jurymitglied der Theaterförderung Szenenwechsel der Robert Bosch Stiftung und arbeitete als Redakteurin unter anderem für *Le Monde diplomatique*, das Kunstmagazin *Contemporary And*, die feministische Kolumne *10nach8* und die Literaturplattform *Weiter-schreiben*. Zusammen mit Caroline Kraft hat sie die Anthologie *Politisch, poetisch, polemisch – Texte zur feministischen Gegenwart* (2025) herausgegeben. Wellershaus lebt und arbeitet in Berlin.

Sankofa

Doğan
Akhanlı

Aus dem Türkischen
von Recai Hallaç

34. mektubu açtı. “Gülseven’im, çiçeğim” kelimelefini okudu. Sonraki bütün kelimelefin son satıra kadar karalandığını gördü. Son satırdaki “Seni seviyorum” kelimelefini de okuduktan sonra siyah tükenmez kalem ile karalanmış mektubu ışığa tuttu. 5. satırda “tecfit”, 7. satırda “aşkıım”, 36. satırda “ruhum”, 73. satırda da “geçti” kelimelefini okuyabildi. “Sansür edecekler diye mektubun içine sışmışlar” diye sinirlendi.

Durchsuchungsprotokoll
Nach der Flucht der Person namens Tayfun Kara aus der Haftanstalt Erzincan wurde am Samstag, den 06.06.1987, zwischen 19:00 – 21:30 Uhr das Haus in der Straße der Republik im Bezirk Şavşeti, in der seine Frau Gülseven Kara wohnhaft ist und das ihrem Vater gehört, durchsucht und das vorliegende Protokoll in drei Kopien angefertigt und unterzeichnet. 06.06.1987, 21:35 Uhr
Einhundertdreißig Ausgaben der Zeitung Cumhuriyet
Zweihundertachtunddreißig Bücher türkischer und ausländischer Schriftsteller
Zweiundfünfzig Schulhefte in unterschiedlichen Größen und unterschiedlich dick
Zweitausenddreihundertsiebzig Briefe samt Umschlägen mit dem Stempel „gelesen“.

Der Oberleutnant fand die Anzahl der Briefe bemerkenswert und fragte Gülseven, wie lange ihr Mann im Gefängnis war. „Sechs Jahre, sechs Monate und fünf Tage!“ antwortete sie. „Und wie oft schrieb er Briefe?“ wollte der Oberleutnant wissen. „Jeden Tag“, sagte sie ohne zu zögern. „Wie geht denn das?“ knurrte der Oberleutnant. „Wie kann man jeden Tag einen Brief schreiben?“

Er musterte Gülseven lange. Ihre braunen Augen. Ihr Haar, das auf ihre Schultern fiel. Und suchte in ihren Haarsträhnen nach der Antwort auf die Frage der 2.370 Briefe. Plötzlich sagte er, über seine eigenen Worte staunend: „Sie können gehen.“ Die Erschöpfung in den Augen der beiden Soldaten, die für Gülseven verantwortlich waren und

während des ganzen Verhörs stehen mussten, verwandelte sich in Erleichterung angesichts der Aussicht auf Schlaf. Beim Verlassen des Raumes hörte Gülseven den Oberleutnant noch sagen: „Verlassen Sie auf keinen Fall die Stadt.“ Der Oberleutnant wies seine Ordonnanz an, den Feldwebel zu ihm zu zitieren. Dieser trat umgehend mit militärischem Gruß ein und empfing in Habachtstellung den Befehl des Oberleutnants, Gülseven Karas Haus vierundzwanzig Stunden zu beobachten.

Als der Tag graute, war der Oberleutnant immer noch wach. In dem dreiunddreißigsten Brief, der mit „Guten Tag, meine Liebste“ begann, hatte auch der Erzincan-Flüchtige die ganze Nacht kein Auge zugehtan und „Alle schlafen / Ein eiskalter Winter jagt den anderen!“ geschrieben. Genauso, wie Ahmed Arif gesagt habe, schliefen Wölfe, schliefen Vögel, schlief der Kerker, nur er könne nicht schlafen. Er denke ununterbrochen an Gülseven, könne dieses Verlies nur in Gedanken an sie ertragen, träume davon, sich in eine weiße Taube zu verwandeln, durch Gitter zu schlüpfen, in die Höhe zu fliegen und auf dem Dach des Hauses der Goldenen Tante hoch auf dem Berg zu landen. Gefangenschaft sei zwar ein schwieriges Handwerk, aber was eigentlich zähle, sei das Leben und die SEHNSUCHT.

Wenn er Sehnsucht in Großbuchstaben schreibt, dachte der Oberleutnant, leidet er wohl sehr stark. „Wer sind Arif und die Goldene Tante?“ schrieb er in sein Notizbuch. „Muss ermittelt werden“, fügte er hinzu und las weiter: „Selbst ohne das Blau kann man es

aushalten, aber ohne dich ist es unerträglich. Ich liebe dich zu sagen, reicht mir nicht. Hätte ich meinen Glauben an Gott nicht verloren, hätte ich gesagt, du bist eine Gnade, ein Geschenk Gottes für mich. Und so gerne würde ich dir jetzt von der Brücke der brennenden Wünsche erzählen, so gerne meine Wörter zu einem Strauß aus Mohnblumen binden.“

„Soldat!“ rief der Oberleutnant. „Noch einen Mokka!“

„Zu Befehl, Herr Kommandant!“ hörte er eine Stimme von draußen.

Bis sein Mokka kam, verbrachte er mit dem Ausdruck „Strauß aus Mohnblumen“ ziemlich viel Zeit. Beim Lesen dieses Satzes war vor seinem inneren Auge gleich ein riesiger Strauß mit Mohnblumen erschienen und er hatte einen leichten Duft von Gräsern vernommen.

Er öffnete den vierunddreißigsten Brief. Er las die Anrede „Gülsen, meine Blume“. Der ganze Rest war bis auf die letzte Zeile mit schwarzem Kugelschreiber geschwärzt. In der letzten Zeile las er noch „Ich liebe dich“, dann hielt er den Brief gegen das Licht. In der fünften Zeile konnte er „isoliert“, in der siebten „meine Liebe“, in der sechsunddreißigsten „meine Seele“ und in der dreiundsiebzigsten das Wort „verging“ entziffern. „Das nennen die zensieren? Sie haben den Brief total verhunzt“, brummte er verärgert.

„Kennst du noch die Geschichte von Reşat aus dem Dorf Vel?“ begann der nächste Brief ohne Anrede. „In den letzten Jahren habe ich viel Neues über ihn erfahren. Ich hatte dir ja geschrieben, dass seine Geschichte mit einer Verleumdung begonnen hat und der Geschichte von Seyran und Aziz im zweiten Band von „Memed mein Falke“ sehr ähnelt. Ich meine die Seyran aus jenem Dorf auf einem Plateau, das wie ein seltsamer Wald aus roten, scharfen Feuersteinen aussieht, aus jenem Dorf, wo ansehnliche Pferde gezüchtet werden und Bäche zwischen den Feuersteinfelsen in die Tiefebene fließen. Die Seyran, von der Yaşar Kemal erzählt. Die Kraniche zogen zu allen Jahreszeiten sehr niedrig über dieses Dorf, so wie bei uns auch, trugen im Frühjahr die scharfen Düfte von Blumen, die zwischen den Felsen sprühen, in nördliche Länder, und im Herbst, wenn sie zurückkehrten, verteilten sie die Steppenwinde über das Tal und zogen in den Süden.“

Der Oberleutnant bedauerte, dass er seit seiner Ankunft in Şavşeti die Kranichzüge, die zum Kaukasusgebirge

oder den Saxarat-Bergen unterwegs waren, kein einziges Mal gesehen hatte und las weiter:

„In Seyrans Dorf taucht eines Tages ein Junge auf, fünf oder sechs Jahre alt, der Aziz heißt und von dem niemand weiß, wo er herkommt und wohin er will. Die beiden wachsen gemeinsam auf. Und dann geschieht das Unglück. Die drei Söhne des Aga entführen Seyran. Die Gendarmen greifen nicht ein. Der Unteroffizier hilft sogar bei der Entführung mit. Aziz ergattert ein deutsches Jagdgewehr. Er verfolgt die Spur der Entführer. Findet sie in einem Lehmhaus. Er stößt die Tür auf, kniet an der Schwelle nieder und erschießt alle – außer Seyran. Er bringt sie ins Dorf zurück. Gibt ihr einen Kuss auf die Stirn, macht sich auf den Weg in die Kleinstadt, stapelt Lumpen am Eingang der Gendarmenwache und zündet sie an. Dann erschießt er die Gendarmen, die fliehen, einen nach dem anderen. Am Abend desselben Tages wird ein Bataillon in die Kleinstadt geschickt. Der Schusswechsel dauert drei Stunden. Als Aziz seine Kugeln ausgehen, steigt er aus seinem Graben und läuft auf die Soldaten zu. Sein ganzer Körper wird durchlöchert.“

Der Oberleutnant staunte, dass man den Brief nicht zensiert hatte. Jetzt war ihm völlig schleierhaft, nach welchen Kriterien diese Leute arbeiteten, die am Ende den Stempel „Gelesen“ auf die Briefe und Umschläge setzten. In sein Notizbuch schrieb er: „Eine Person, die für die Liebe den Tod riskieren kann“, während ihm die Augen und die Seele schwer wurden. Er beschloss, ein paar Stunden zu schlafen und rief zu seiner Ordonnanz, die vor der Tür wartete: „Soldat! Bereiten Sie mein Bett vor!“

Auch in den folgenden Tagen widmete sich der Oberleutnant der Lektüre der Briefe. Als sechs der acht Flüchtigen gefasst waren, hatte er schon die Hälfte der Briefe durchgelesen. Er hatte inzwischen vergessen, zu welchem Zweck er sie las, er ließ sich mitreißen von den Sätzen, die von leidenschaftlicher Liebe zeugten und ihm auch Einblicke in das Leben hinter Gittern gewährten. Bald überkam ihn das Gefühl, das seien seine Briefe, er selbst habe sie geschrieben. Gülsen, die jetzt in ihr siebenundzwanzigstes Lebensjahr eingetreten war, hatte aufgehört, die Ehefrau eines Mannes zu sein, den zu fassen sein Auftrag war, ein Objekt, das es zu beobachten galt. Sie hatte sich in eine Frau verwandelt, die nur in den Briefen des Flüchtigen existierte. Das Haar jener Gülsen in den Briefen

war schwarz wie Kohle. Ihre Augen ein grünes Tal, auf das Goldstaub gestreut wurde. Bald sah er jedes Mal, wenn der Name Gülsen in den Briefen auftauchte, eine Gazellenherde, die auf einer endlosen Ebene auf die Ausläufer der Berge zulief. Er hörte auf, sich zu rasieren und aß kaum noch etwas. Das machte den Soldaten, der ihm jederzeit zu Diensten stand, sehr traurig, da er für ihn Gefühle hegte, die über die Achtung vor einem Kommandanten hinausgingen, Gefühle, die stärker und unergründlicher waren. Nun trat er ohne abzuwarten in sein Zimmer, sagte: „Ihr Frühstück wird kalt, mein Oberleutnant“, und manchmal rief er ihm zu: „Wenn es Ihnen zu viel Arbeit ist, kann ich Sie rasieren, mein Vater war Barbier.“ „Ist gut, ist gut“, antwortete dann der Oberleutnant, nahm einen Schluck von seinem Tee und kehrte zurück in die Welt der Briefe.

Akhanlı/Hallaç: *Sankofa*, Bremen: Sujet Verlag, 2024, S. 21–26.

Wie der mythische Vogel Sankofa, der in die Vergangenheit schaut, um für die Zukunft zu lernen, fliegt dieser epische Roman durch die Jahrzehnte und über die Kontinente. Meisterhaft verbindet er persönliche Lebensgeschichten mit großen politischen Spannweiten: Vom Militärputsch in der Türkei über den NSU-Terror in Deutschland bis zur Black Lives Matter Bewegung in den USA widmet sich Doğan Akhanlı der Widerständigkeit gegen Menschenrechtsverletzungen. Dabei schafft er es, seinen Figuren und ihren Geschichten in ihrer Komplexität gerecht zu werden und erweitert den Begriff von Erinnerungskultur um transnationale Dimensionen, die in unsere Gegenwart und Zukunft wirken. Für all das findet Akhanlı einen warmen und humorvollen Ton. *Sankofa* erschien bisher aus politischen Gründen nicht in der türkischen Originalfassung, sondern nur in der deutschen Übersetzung von Recai Hallaç, die so federleicht und organisch ist, dass man sie beim Lesen vergisst.

– **Paula Fürstenberg**



DOĞAN AKHANLI, 1957 in der Türkei geboren und im Oktober 2021 in Berlin gestorben, hat zahlreiche Romane und ein Theaterstück verfasst. 1991 kam er als politisch Geflüchteter nach Deutschland. Seit 1992 lebte er in Köln, später in Berlin. Sein Kernthema ist die Auseinandersetzung mit den Genoziden des 20. Jahrhunderts. Aufgrund seiner politischen Haltung war er mehrfach in der Türkei inhaftiert und zuletzt aufgrund eines türkischen Haftbefehls 2017 in Spanien, worüber er das Buch *Verhaftung in Granada* schrieb. *Die Tage ohne Vater* (2016) und *Madonnas letzter Traum* (2019) wurden zu den wichtigsten Romanveröffentlichungen der Türkei gewählt. 2013 erhielt er den Pfarrer-Georg-Fritze-Preis in Köln, 2018 den Europäischen Toleranzpreis in Österreich und 2019 die Goethe-Medaille.

RECAI HALLAÇ, 1962 geboren und aufgewachsen in Istanbul, ist Schauspieler, Simultandolmetscher und hat neben Drehbüchern und Theaterstücken mehrere Romane und Erzählungen aus dem Türkischen übersetzt. Unter anderem war er als Redakteur, Sprecher und Schauspieler beim WDR Funkhaus Europa und der türkischen Redaktion der deutschen Welle tätig und spielte Theater. Seit 1990 lebt er in Berlin.

Übung in
Gehorsam

Sarah
Bernstein

Aus dem

Englischen von

Beatrice Fabbender

It was the year the sow eradicated her piglets. It was a swift and menacing time. One of the local dogs was having a phantom pregnancy. Things were leaving one place and showing up in another. It was springtime when I arrived in the country, an east wind blowing, an uncanny wind as it turned out. Certain things began to arise. The pigs came later though not much, and even if I had only recently arrived, had no livestock-caretaking responsibilities, had only been in to look, safely on one side of the electric fence, I knew they were right to hold me responsible. But all that as I said came later.


Es war das Jahr, als die Sau ihre Ferkel aus der Welt schaffte. Es war eine rasante und bedrohliche Zeit. Eine der Hündinnen im Ort hatte eine Scheinschwangerschaft. Dinge verschwanden und tauchten anderswo wieder auf. Ich kam im Frühling an, als ein Ostwind wehte, ein unheimlicher Wind, wie sich herausstellte. Mit der Zeit ereigneten sich bestimmte Dinge. Das mit den Schweinen kam später, aber nicht viel, und obwohl ich gerade erst eingetroffen war, keine Verantwortung für die Versorgung der Tiere trug und nur kurz zu ihnen hineingeschaut hatte, aus sicherer Entfernung diesseits des Elektrozauns, wusste ich, dass sie mir zu Recht die Schuld gaben. Aber wie gesagt, all das kam später.

Wo anfangen. Es stimmt, ich kann nur mein eigenes Tun beleuchten, und auch das nur mit einem schwachen, flackernden Licht. Ich war das jüngste Kind, das jüngste von vielen – mehr als zu erinnern mir lieb ist –, um die ich mich schon als kleines Mädchen kümmerte, noch bevor ich selbst zu sprechen vermochte, und obwohl meine motorischen Fähigkeiten damals kaum ausgebildet waren, wurden sie, meine vielen Geschwister, mir anvertraut. Ich nahm mich all ihrer Wünsche an, räumte jedes noch so kleine Unbehagen mit mustergültigem Gehorsam, mit größtmöglicher Hingabe aus dem Weg, so dass im Laufe der Zeit ihre Wünsche zu den meinen wurden. Irgendwann ahnte ich selbst noch nicht geäußerte, vielleicht noch nicht einmal erdachte Bedürfnisse voraus und gewährte meinen Geschwistern grenzenlosen

Beistand, stopfte sie bis oben hin voll, nur damit sie mehr, immer mehr fordern konnten, Forderungen, denen ich beflissen und mit diskreter Eile nachkam, indem ich aufwändige Arzneitränke verabreichte, die ihnen diverse Ärzte verschrieben, ihnen Mahlzeiten und Snacks servierte, Zigaretten und Aperitifs, Schlummertrünke und Milch für die Nacht. Zu unseren Eltern werde ich mich nicht äußern, noch nicht, nein. Auch in den langen Jahren nach der Kindheit übte ich mich in Einsamkeit, folgte der Stille, ihrem sich immer weiter entfernenden Horizont, was mir eine besondere Aufmerksamkeit abverlangte, eine Selbstvergessenheit, dank der ich mich meinem Gegenüber auf das Gewissenhafteste, auf das Sorgfältigste widmen, es als überaus würdiges Objekt der Betrachtung behandeln konnte. Im Laufe dessen verkleinerte ich mich, verflüchtete mich, wurde schließlich abgeklärt, ja hörte auf zu existieren. Ich würde artig sein. Ich würde all das sein, was man je von mir verlangt hatte.

Wohl besser noch mal von vorn.

Da war das Haus, umgeben von Bäumen am Ende eines langen Feldwegs, auf einem Hügel oberhalb eines spärlich besiedelten Städtchens. Zu einer Seite begrenzte ein Bach das Grundstück, und in der Nacht drang das Geräusch des unruhigen Fließens durch mein Schlafzimmerfenster herein. Blickte man die lange Auffahrt hinunter, sah man dichten Wald, eine tief im Tal gelegene Ortschaft und dahinter die Berge, höher als alle, die ich je gesehen hatte. Das Grundstück



und das Haus darauf gehörten meinem Bruder, meinem ältesten Bruder. Dass es ihn in dieses entlegene Land im Norden verschlagen hatte, das Land der Vorfahren unserer Familie, wie sich zeigte, eines unbedeutenden, aber geschmähten Volkes, das man über Grenzen gehetzt und in Gruben geworfen hatte, verdankte sich zweifellos seinem am Fortschritt ausgefichteten, der Zukunft zugewandten, stets nach Effizienz suchenden Geschichtsbewusstsein, zumindest zum Teil. Praktisch gesehen – und Pragmatismus war für meinen Bruder naturgemäß von größter Bedeutung – war er zudem an einigen durchaus sinnvollen, wenn auch leicht anstößigen Geschäften beteiligt; schließlich war er, zumindest früher einmal, ein Geschäftsmann, der bei erfolgreichen Verkaufs- und Handelsaktionen mitmischte, dem Im- und Export diverser Waren und Dienstleistungen, wobei mir die Details bis heute schleierhaft sind.

Auf seine Bitte hin kam ich für zunächst sechs Monate in das Haus, verließ das Land unserer Geburt, um an diesen kalten und abgelegenen Ort zu ziehen, wo mein Bruder sich ein Leben oder zumindest ein Vermögen aufgebaut hatte, und zwar, wie ich später mit eigenen Augen sehen sollte, ein beträchtliches. Für mich hatte nichts dagegen gesprochen – ich hatte schon immer auf dem Land leben wollen, war im Herbst oft durch die Landschaft rund um meine Geburtsstadt gefahren, um mir die bunten Blätter anzusehen und die frische Luft zu erleben, so anders als die stickige Luft in der Stadt, die bekanntlich die Hauptursache für die hohe Kindersterblichkeit darstellte, nicht dass ich selbst Kinder hätte, nein, nein, aber die Luftqualität und ihre schädlichen Auswirkungen auf die öffentliche Gesundheit beschäftigten mich trotzdem ebenso wie wohl jede andere normale Bürgerin. Zudem gebe es bei mir, wie mein Bruder hervorhob, keine besonderen Verpflichtungen oder Bindungen, die sich nicht ohne weiteres

aufkündigen ließen. Das räumte ich ein. Es war nämlich so. Ich hatte sozusagen das Handtuch geworfen. Meine Altersgenossinnen waren längst an mir vorbeigezogen, hatten sich, sei es durch Heimtücke oder überragendes Geschick, ihren Platz im Leben und in ihren Wunschberufen gesichert. Es sei furchtbar, einen Lebensraum zu verwirklichen, hieß es, dennoch fragte ich mich, warum sie nicht zumindest ein wenig dafür bluten konnten. Sie platzten fast vor Erfolg. Es gab so viel Zeit, und es war nichts zu machen. Meine Willenskraft war nur vage vorhanden. Bei diesem Witz für Eingeweihte war ich außen vor. Eine Weile arbeitete ich als Journalistin, aber irgendwann verließ ich die Nachrichtenagentur, bei der ich beschäftigt war; nicht einmal mit Schimpf und Schande, meine Zeit dort war schlicht zu Ende, nichts, nicht das Gefingste markierte meinen Weggang. Meine jahrelangen Bemühungen, einen unbefristeten Arbeitsvertrag zu bekommen, waren vergeblich gewesen; das Vorgehen, so wurde mir erläutert, sei rein bürokratisch, keineswegs persönlich, doch als ich dann, im Verdacht, dass an der Sache etwas faul war, entsprechend reagierte, mich also auf die üblichen bürokratischen Verfahren berief und im Rahmen meiner Rechte einen Antrag gemäß den allgemeinen Datenschutzrichtlinien stellte, betrachtete man das Gesuch als persönlichen Affront und machte mir klar, dass ich mir damit keinen Gefallen tat. In Wahrheit hatte ich mir noch nie einen Gefallen getan. Lautlos räumte ich das Feld. Niemandem tat es leid, dass ich ging. Unmittelbar vor meiner Abreise zum Haus meines Bruders arbeitete ich als Phonotypistin für eine Anwaltskanzlei, ein Job, den ich vom Haus meines Bruders aus, im Land unserer Vorfahren, fortführen würde und bei dem ich glänzte, weil ich schnell und akkurat tippte und wusste, was ich tat. Dennoch spürte ich, dass ich in diesem mit den üblichen juristischen Utensilien ausgestatteten Büro

– Aktenordnern und Diplomaten, Leder und Holz – nicht willkommen war. Ich wusste, dass meine ungeschlüssigen Charakterdarbietungen, mein jämmerliches Beharren darauf, tagtäglich im Büro zu erscheinen, nur entmutigend wirken konnten auf die Juristen und Anwaltsgehilfen, deren Stimmen ich zügig, präzise, voller Hingabe, ja voller Liebe in ein Textverarbeitungsprogramm tippte, und so nahmen sie die Ankündigung meines Abschieds unverhohlen freudig auf, gaben mir zu Ehren eine Abschiedsparty, inszenierten eine Art Festessen und überreichten mir üppige Geschenke. Ich brauchte nicht lange, um meine Angelegenheiten zu regeln, ein paar Wochen, höchstens drei Monate, und nun, nach einer Reise ohne Zwischenfälle, war ich also da. Die Landluft, das spürte ich, würde mir gut tun, ebenso die Abgeschiedenheit; wenn mein Bruder mich nicht benötigte, würde ich vielleicht von den verschiedenen Waldwegen Gebrauch machen, die Freiwillige aus der Gegend instand hielten. Ich würde still sein.

Bernstein/Faßbender: *Übung in Gehorsam*, Berlin: Verlag Klaus Wagenbach, 2025, S. 11–16.

SARAH BERNSTEIN kommt aus dem kanadischen Montreal und lebt mit ihrer Familie in Schottland, wo sie Literatur und Kreatives Schreiben unterrichtet. Neben mehreren Lyrikveröffentlichungen erschienen zwei Romane. 2023 wurde sie als eine von »Granta's Best of Young British Novelists« ausgezeichnet. Mit *Übung in Gehorsam* stand sie auf der Shortlist des Booker Prize und gewann den kanadischen Giller Prize.

BEATRICE FAßBENDER hat Gedichte und Prosa u.a. von Jeffrey Yang, Eliot Weinberger, Kathy Page und Priya Basil übersetzt. 2014 gab sie die Anthologie *New York. Eine literarische Einladung bei Wagenbach* heraus. Stipendien vom Deutschen Übersetzerfonds, im Banff International Literary Translation Centre (Kanada) und im Ledig House, New York.

Übung in Gehorsam ist eine multidimensionale Studie über das Zusammenspiel von Macht und Ohnmacht. Brillant skizziert Sarah Bernstein die alltäglichen Beobachtungen einer jungen Frau, die ihrem Bruder an einen namenlosen Ort folgt, aus dem ihre Vorfahren einst vertrieben wurden. Bernsteins dichte, rhythmische Prosa folgt der Erzählerin, die sich immer stärker in der ablehnenden Fremde verliert und umkreist ein Geschwisterverhältnis, das zwischen Selbstaufgabe und Repression changiert. In konzentrischen Kreisen bewegt sie sich dabei um individuelle und kollektive Unterdrückungserfahrungen. Ort- und Heimatlosigkeit werden hier aus der Perspektive der jüdischen Protagonistin verhandelt, wobei die inneren und äußeren Zwänge, denen sie ausgesetzt ist, auf vielfache Weise lesbar werden. Mit Leichtigkeit beschreibt Bernstein die klaustrophobische Enge des Dorflebens und zeichnet eine gewaltvolle Geschichte nach, die weit in die Vergangenheit zurückreicht und sich schließlich auch in der Umkehr familiärer Machtverhältnisse zeigt. Die elegante Übersetzung von Beatrice Faßbender fühlt sich unmittelbar hinein in diese außergewöhnliche Auseinandersetzung mit Schuld, Scham und Trauma.

– Elisabeth Wellershaus



Autobiographie
des Todes

Kim

Hyesoon

Aus dem
Koreanischen von
Sool Park
und Uljana Wolf

선물 서른날

네가 너에게 낳아드릴 것은 그것뿐, 너의 죽음
맛있게 잘 키워서 포동포동하게 낳아드려야지

네가 너에게 돌려드릴 것은 그것뿐, 너의 죽음
평생 동안 엄마 젖처럼 받아먹은 것, 젖 떼고 돌려드려야 할 것

네가 너에게 바칠 것은 그것뿐, 너의 죽음
상하지 않게 보존했다가 싱싱할 때 드려야지

네가 너에게 벗어드릴 것은 그것뿐, 너의 죽음
네 몸을 찢으면 이윽고 푸드덕거리는 네 깜깜한 첫 날개

그렇지만 너는 네 죽음과 헤어지기 제일 힘들지
네가 너에게 결국 돌려드려야 할 것, 너의 죽음



Geschenk Tag Dreißig

Das Einzige was du dir gebären kannst, ist dein Tod
Du ziehst ihn auf, bringst ihn für dich zur Welt, fett und fleischig

Das Einzige was du dir zurückgeben kannst, ist dein Tod
Du trankst ihn wie Muttermilch, jetzt bist du abgestillt, gib ihn dir zurück

Das Einzige was du dir anbieten kannst, ist dein Tod
Du hebst ihn auf, willst ihn dir bringen, wenn er noch frisch ist

Das Einzige was du für dich ausziehen kannst, ist dein Tod
Wenn dein Körper zerreißt, flattern endlich die ersten Flügel, pechschwarz

Aber es fällt dir so schwer, dich von deinem Tod zu trennen
Was du dir am Ende zurückgeben musst, ist dein Tod

Schluckauf Tag Einunddreißig

Stieftochter Schweigen lebte in deinem Körper,
jetzt singt sie mit leiser Stimme.

Wie ein Stotterer, der beim Singen nicht mehr stottert
als hätte man aus dem Lied die Konsonanten extrahiert
wie nach Schluckauf gleich der nächste Schluckauf folgt
singt sie: Lass uns die Treppe hinuntersteigen
tief runter in den Körper, wo der umgekippte Schwindel lebt.

Ratter ratter an der Türklinke.

Stiefmutter ist tot. Sie ist jetzt tot.
Stieftochter kauert unter der Erde und singt. Sehr leise.

Stieftochter Schweigen zieht dich an der Hand.
Du hast sie lebenslang unter der Erde verschlossen.
Ein Schweigen, lebenslang tief versteckt in deinem Schritt
eine Welt, die sich erst zeigt, seitdem dein Atem dich verließ
ziehen dich nach unten, komm in die Erde
vibrieren und graben sich bei dir ein
zittern wie Grundwasser.

Stiefmutter ist tot.
Stiefmutter, die mich zu ihrem Exmann schickte, ist tot.
Stiefmutter, die mich zu ihrem Liebhaber schickte, ist tot.

Tiefste Basstne, die noch niemand gesungen hat.
Mach deine Hände auf unter einer Lampe.
Zwei Augen wie Kieselsteine blicken dich an.
Zwei Kieselsteine, schwerer als die Welt.
Schwarze Kieselsteine, ziehen dich runter, werden
berschwemmt.
Jetzt bist du dran, jetzt bist du dran mit Singen.
(Ich habe dich mit so viel Liebe aufgezogen.)
(Habe dich mit so viel Liebe versteckt.)

Stiefmutter ist tot. Sie ist jetzt tot.
Das Schweigen der schimmernden Idiotin
hebt das Haus hoch
schmeißt das Haus hin.
Grundwasser schießt heraus.

Wenn der Schluckauf vorbei ist, macht der Horizont seinen
Hosenstall zu.

Lüge

Tag: *Zweiunddreißig*

Du musst nur den Knopf drücken, dann wird es Winter, sagte er. Winter, in dem man keinen Haushalt führen kann. Es wird so still sein, so sauber. Wenn man vom Himmel herabschaut, werden die zerbrochenen Fenster glänzen wie Juwelen. Stell dir Busse ohne Räder vor, die einen ganzen Busbahnhof füllen. Sterne sterben, Mond stirbt. Weiße Hühner, umgefallen auf weißem Schnee. Kaputte Käfige. Stell dir eine Stadt vor, in der morgens niemand mehr aufwacht. Drück einfach den Knopf, das geht leichter, als mit der Nadel auf ein Stickbild einzustechen. Keine Zeit zum Schreien. Jetzt kannst du deine Busfahrkarte wegwerfen. Jetzt musst du deinen alten Rucksack nicht mehr schleppen. Jetzt gibt es keinen Abschied mehr, du nimmst Abschied vom Abschiednehmen. Nur die weiße Asche steigt nach oben. Drück einfach den Knopf, dann liegt auf einem

umgefallenen Menschen ein umgefallener Baum, auf der umgefallenen Träne ein umgefallener Wind, auf dem umgefallenen Hochhaus ein umgefallenes Wasser, das alles überflutet. Drück einfach den Knopf, dann wird dein schmutziges Geheimnis für immer begraben, wie Hauch eines Toten. Total gerecht. Lach nicht, wenn es soweit ist. Die Einsamkeit des Einsamen verschwindet dann. Darum drückt nur ein Einsamer den Knopf, nur der Einsamste auf der Welt. Wie schön das ist. Drück einfach den Knopf. Sagte er.

Tod ist die einzige Lüge der Welt!

Krähen haben rosa Federn! Flüsse haben rosa Wasser!

Am Fluss Formalin

Tag: *Dreiunddreißig*

Gehirn im Tank ist noch am Leben.
Es schreibt Gedichte, scheint es.
Es platscht jetzt in ein trübes Bild.
Es öffnet Großmutter's Haustür wie Wind.
Gleich springt es in Großmutter's tote Arme.

Die Augen gehen auf, die es nicht hat.
Sein verschwundener Körper
haut ihm als wiedergeborener schwarzer Stock auf den
Schädel.

Gehirn im Tank tuts weh.

Du bist außerhalb von dir.
Dein Außerhalb tut weh.

Verschwundene Zehen tun weh.
Zerstreute Zimmer tun weh. Herz tut weh.

Gehirn im Tank kratzt sich mit zehn Fingern am ganzen
Körper.
Kratzt sich blutig.

Gehirn im Tank geht auf Reisen.
Mit U-Bahn, Bus und Taxi
verlässt es den Tank.
Wie ein Kopf, den ein Serienmörder in einer Plastiktüte
trägt
geht es auf Reisen, schwing, schwang.

Will es sagen, will alles sagen
aber mein Mund bleibt zu
meine Hände zittern
wo sind meine Schuhe.

Schwarzblaue Wurzel der Nacht kriecht in den Tank.
Die Laborarbeiter sind schon weg.
Gehirn im Tank murmelt bei sich:
das weißeste Ungeheuer in mir
trägt einen blauen Schlafanzug.

Du bist durchsichtig wie Wasser.
Fühlst dich weich an
und tödlich wie der blaue Speichel einer Giftschlange.

Gehirn im Tank ist Gehirn eines Zuschauers ist Gehirn eines
Überlebenden.

Gehirn im Tank will seinen Kopf immer an die Wand stoßen
und weinen.
Gehirn im Fluss Formalin schwappt hin und her.

Ausweglos wie dieses Gedicht
Uneindeutig wie dieses Gedicht
Desinfiziert wie dieses Gedicht

Gehirn trägt einen Formalinhut und grübelt.

Warum tut das Außerhalb immer weh.

Warum tun die beiden Füße weh, die es nicht gibt.

Warum bricht das Flussbett ein, auf dem die Füße stehen.

Jemand zündet sich an und stellt sich auf das Geländer einer
Brücke.

Gehirn im Tank schreit.
Gehirn im Tank wird verrückt.

Was soll ich tun?

Was soll ich tun, um zu vergessen?

Kim/Park/Wolf: *Autobiographie des
Todes, Frankfurt am Main: S. Fischer
Verlag, 2025, S. 63–69.*

Die Gedichte in Kim Hyesoons *Autobiographie des Todes* sind Übersetzungen aus der Muttersprache des Todes. Sie sind ein Wunder, denn sie eröffnen die Möglichkeit, dieser Sprache zu lauschen, wie sie auf der Schwelle zum Jenseits klingt. Für jeden der 49 Tage, die der Geist in der buddhistischen Tradition für die Reise nach dem Tod braucht, findet sich in diesem Band ein Gedicht. Die Verse von Kim Hyesoon transzendieren in ihrer Jenseitssprache das Bekannte und Vertraute und schaffen es paradoxerweise gerade deshalb, das Unbegreifliche – den Tod – ein Stück fassbarer zu machen. Durch die Übersetzung von Sool Park und Uljana Wolf stellen sich sofort auch Bezüge in der Zielsprache her: „Das Nicht genichtet, des Nichts genichtigt, ist der Nichtherr nicht Herr, denn allein das Nicht ist der Herr des Nichts“ – man denke an Meister Eckhart: „Wenn die Seele in das ungemischte Licht kommt, so schlägt sie in ihr Nichts so weit weg von ihrem geschaffenen Etwas in dem Nichts, daß sie aus eigener Kraft mitnichten zurückzukommen vermag“. Die Übersetzer*innen haben nicht nur aus dem Koreanischen ins Deutsche übersetzt, sondern aus einer Geistersprache in eine Geistersprache – der haben sie ihre tiefe Kenntnis von Texten in der Zielsprache mitgegeben, die ebenfalls versuchen, mit dem Tod zu sprechen.

– Deniz Utlu

KIM HYESOON, 1955 in Uljin geboren, ist Lyrikerin, Essayistin und Kritikerin. Sie studierte koreanische Literatur. Themen wie Emanzipation und Freiheit und immer wieder Bezüge zu historischen und gesellschaftspolitischen Fragen sind zentral in ihren unkonventionellen Arbeiten. Sie gehört zu den bedeutendsten modernen Lyrikerinnen Koreas, wurde als erste Autorin mit dem Midang Award ausgezeichnet und lehrt Kreatives Schreiben am Seoul Institute of the Arts.

SOOL PARK, geboren 1986 in Südkorea, ist seit 2023 Juniorprofessor für Interkulturelle Philosophie an der Universität Hildesheim. Er übersetzte u. a. Wittgenstein, Nietzsche und Hölderlin ins Koreanische und schreibt philosophische und literarische Texte auf Deutsch und Koreanisch.

ULJANA WOLF, geboren 1979 in Berlin, ist vielfach ausgezeichnete Lyrikerin und Übersetzerin. Zuletzt veröffentlichte sie den Essayband *Etymologischer Gossip*, der mit dem Preis der Leipziger Buchmesse ausgezeichnet wurde, und den Gedichtband *muttertask*. Sie übersetzte u. a. Valzhyna Mort, Erin Moure und Don Mee Choi ins Deutsche.

Ich ertrinke
in einem
fliehenden See

Anna
Melikova

Aus dem
Russischen von
Christiane Pöhlmann

Dieses Buch wurde größtenteils vor dem 24. Februar 2022 auf Russisch geschrieben und anschließend ins Deutsche übersetzt. Die finale Fassung des Romans besteht aus einer überarbeiteten Version der deutschen Übersetzung, die die Autorin um Passagen in deutscher Sprache ergänzt hat: Damit wurde der Text vollendet. Nach Beginn des großflächigen Angriffskriegs Russlands gegen die Ukraine hat sich die Autorin – insbesondere in ihrem literarischen Schreiben – von der russischen Sprache abgewandt. Aus diesem Grund ersetzt diese Anmerkung den Textauszug in der Ausgangssprache.

Der Morgen zeigt sich zuerst am Fensterbrett. Er setzt sich kurz darauf, anschließend springt er herüber zum Bett. Nun gilt es, die Augen zu öffnen und ihn auszuschimpfen. Sind die Augen offen, heißt es, sofort blinzeln: Die Sonne ist aufdringlich und herzlos. Das Glas lässt die Strahlen, aber keine Luft durch. Damit bleibt irgendwas unausgesprochen, verstümmelt und falsch. Erst als ich das Haus verlasse, begreife ich, was: Es riecht immer noch nach Winter. Ich kaufe mir gleich eine ganze Handvoll Jetons für die Metro, um später nicht ständig anstehen zu müssen, sondern ohne Warterei die Rolltreppe hinunterfahren und mich in den Waggon setzen zu können, in dem es mal Netz gibt, mal nicht, was mich mal gegen Neuigkeiten schützt, mal nicht, sodass einfach alles durchströmt, darunter auch eine Textnachricht, die wer weiß wann eingetroffen ist, das Signal habe ich jedenfalls nicht gehört, doch als ich das Telefon zur Hand nehme, um auf die Uhr zu sehen, lese ich Worte, nicht die Zeit: Fahr nicht ins Zentrum, dort wird geschossen.

Während ich noch darüber grübele, was diese Worte bedeuten sollen, und versuche, sie mit dem Leben ringsum in Verbindung zu bringen, entgeht mir, dass ich bereits zu den gläsernen Türen des Zentrums gelangt bin, will heißen: des Zentrums für moderne Kunst – das PinchukArtCentre –, in denen sich wiederum das Zentrum der Stadt spiegelt. Im ersten Moment bemerke ich gar nicht, dass es geschlossen ist. Aus technischen Gründen, erklärt mir der Securitymann. Auf meine Frage, ob denn morgen geöffnet sei, will er sich ein Lächeln abringen, scheitert aber kläglich. Das kann ich Ihnen gerade

nicht sagen, Sie sehen ja selbst, was los ist. In einer dicken Säule steigt in der Ferne schwarzer Rauch auf. Am Khreschtschatyk pusten die Reifen ihre Luft aus, die sofort entschwirrt, sich durch andere Straßen und Ecken schlängelt. Das entgeht ihm jetzt, versucht der Securitymann einen Witz und nickt in Richtung des leeren Sockels vom Lenin-Denkmal. Sein Ton verrät allerdings nicht, ob er Mitleid mit dem gestürzten Sowjetführer hat, einer untergegangenen Epoche nachtrauert oder sich freut, dass man sie endgültig verabschiedet hat, mit dem Denkmal aber keineswegs auch das Gedächtnis gelöscht, sondern lediglich einen Punkt gesetzt hat, damit die Erinnerung den ihr zustehenden Platz einnehmen kann, damit sie einzig für sich steht, damit sie in die Vergangenheit ein-geht und lediglich einen mit Losungen beschriebenen Sockel zurücklässt, den ich links umrunde, wobei ich nicht den geringsten Anstoß daran nehme, dass der sowjetische Ausguck auf ihm fehlt und niemandem mehr den Weg weist. Ein paar Straßen weiter setze ich mich in das Café an der Metro Teatralna, an das ich mich ebenfalls schon gewöhnt habe, obwohl es eigentlich noch neu ist und früher hier etwas anderes war, entweder ein Wohnhaus oder irgendein Verwaltungsgebäude, ich weiß es nicht mehr, vielleicht war hier auch gar nichts. Hier war nichts, sagt Olja, die nun eintrifft, das verwechselst du.

Ich frage zwar nicht sofort danach, warum V. diese Textnachricht geschrieben hat, irgendwann kommt das Gespräch allerdings trotzdem darauf. Olja versichert, V.s Leben sei nicht in Gefahr. Ja, sie sind beide beim Maidan gewesen, doch sobald die bewaffneten

Auseinandersetzungen losgingen, sind sie weggeblieben. Es war zu gefährlich geworden. Manchmal hilft V. im Krankenhaus, bringt Essen oder Kleidung dorthin. Aber das machen alle. Die ganze Stadt ist auf den Beinen. Jeder engagiert sich, so gut er kann, alle sehnen sich nach einem Regimewechsel. Nichts Außergewöhnliches. Aber es besteht kein Grund zur Sorge. V. geht kein Risiko ein, es gibt da einen Menschen, der das verhindert: Ihre neue Freundin behält sie scharf im Auge. Aber ja, wenn ihr etwas passiert, teile ich es dir mit, versprochen. Doch es wird ihr nichts zustoßen, glaub mir. Lass dich also nicht noch einmal auf sie ein. Hast du nicht schon genug gelitten? Vergiss sie. Inzwischen sind zwei Jahre vergangen ... Wie ist es denn so in Moskau?

Unsere Telefone klingen synchron. Wir gehen ran. Sagen: Ja, im Zentrum, in der Nähe vom Khreschtschatyk. Schweigen. Nicken. Wir sehen einander an. Beenden das Gespräch. Die Lage eskaliert, sagt sie. Es gibt neue Opfer, füge ich hinzu. Bleibt nur die Hoffnung, dass die Medien mal wieder alles übertreiben. Doch dem Internet vertrauen wir, suchen dort nach Bildern. Hier, sagt Olja, es ist also wahr. Ich wende mich ab, sehe mir das nicht an. Die Telefone an den Nachbartischen klingeln und alle antworten: Ja, beim Khreschtschatyk, und machen sich so schnell zum Aufbruch bereit, dass die Kellner mit den Rechnungen gar nicht hinterherkommen. Abermals melden sich unsere Telefone mit ihren jeweiligen Melodien: Die Metro ist gesperrt, hören wir. Vermutlich aber nur die Stationen im Zentrum, sagt Olja. Das haben sie schon öfter gemacht, damit niemand mehr

zum Maidan gelangt. Angeblich wegen der Gefahr eines Terroranschlags. Wir überprüfen auch das im Internet. Diesmal ist die Metro vollständig geschlossen. Kein Durchkommen mehr. Papa ruft schon wieder an. Normalerweise beginnt er jedes Gespräch damit, dass er vom Wetter schwärmt: Wo auch immer ich gerade bin, auf der Krím ist es wärmer. Nun vergisst er schon zum dritten Mal, mir die Temperatur in Grad Celsius durchzugeben. Ob ich immer noch hier bin, will er wissen. Du hast da nichts verloren, das sind lauter Schwachköpfe, die sollte man kaltmachen, dann würde es jetzt nicht all diese Opfer geben. Ich frage ihn, wer genau seiner Ansicht nach kaltgemacht werden sollte. Er antwortet. Ich sehe Olja an, beende das Gespräch. Auf der Krím liebt man halt russisches Fernsehen, sagt sie. Das weiß ich, erwidere ich. Aber es ist nicht nur das. Sondern was noch? Verstehst du ..., fange ich an und wir treten auf die Straße hinaus.

Wir gehen zu Fuß. Allmählich dämert es, die Stadt wird erst blau und kurz darauf violett. Olja berichtet mir, wie sie das alles erlebt hat, spricht von der Atmosphäre. Von Solidarität und, auch das, glaub mir, von Liebe. Ganz richtig, wahrscheinlich war es genau das Gefühl, das wir alle empfanden, als wir abends hierhergekommen sind, um einander zu sehen, füreinander einzustehen, als wir Mut fassten beim Anblick all der Menschen ringsum, der Gesichter, Augen und Köpfe, die so viel Vertrauen, Glauben und Kraft gaben, und du wusstest ganz ohne Zweifel: ja, mit ihnen willst du zusammenleben, und zwar anders als bisher, mit Würde und in Freiheit. Die Mechanismen unseres Widerstands sind nicht neu, sie sind Teil unserer Geschichte, sie gehen auf die demokratischen Traditionen der Saporiger Sitsch zurück, das heißt, du weißt es doch noch, der Selbstverwaltung im 15. Jahrhundert, mit Waffen und direkter Demokratie, als die Hetmans in öffentlichen Versammlungen gewählt und gestürzt wurden. Wir müssen zugeben, wir haben uns erlaubt zu denken, es sei alles vorbei, wir haben uns erlaubt zu denken, unsere Menschen und wir seien von der Orangen Revolution enttäuscht, vom Konzept des Widerstands und der Empörung, aber nein, das stimmt nicht, das stimmte noch nie, wieder und wieder werden wir aufstehen für unsere Freiheit, Gerechtigkeit, Würde, unseren Willen und unsere Zukunft. Und auch das Datum war dasselbe – der 21. November: der Beginn der Orangen Revolution, der Beginn des Maidan, der Revolution der

Würde. November, *Lystopad*: Die Blätter fallen, die Machthaber fallen, und wir, wir erheben uns. Aber darüber wurde bei euch natürlich nichts berichtet und nichts gezeigt, ihr kriegt in Russland ja nur ihre Version zu Gesicht, die immer entstellt ist, denn erstklassige Märchenonkel habt ihr, das ganz bestimmt, nur gut, dass du das Zeug nicht gelesen hast und jetzt alles mit eigenen Augen siehst. Weißt du eigentlich, wann du angefangen hast, mit *wir* nicht mehr uns, sondern sie zu meinen? Ich schüttle den Kopf. Nein. Vielleicht auf Antrieb, vielleicht im Grunde immer noch nicht ganz. Wir folgen der Straße. Laternen und Autoscheinwerfer sorgen für Licht. Es gibt mehr Verkehr als sonst. Aus den Metroschächten sind alle an die Tagesoberfläche zurückgekehrt, wo sie ein Auto anhalten wollen, eine Marschrutka oder auch ein Taxi. Irgendwann reicht's ihnen, und sie setzen ihren Weg notgedrungen zu Fuß fort. Genau wie wir. Zu zweit laufen wir durch die Stadt, in der mein Leben schon mehrmals zu Ende gegangen ist, wobei sie aber stets nur von höchsten Höhen aus zugeschaut hat: von ihren Brücken, die ich hinter mir verbrannt habe, von ihren Hügeln, bei denen es für mich bergab ging, von den Kirchkuppeln, denen ich den Rücken zugekehrt habe. Durch die Stadt, die all meinen Bitten mit gnadenloser Ablehnung gegenüberstand und sich keine meiner Ängste zu Herzen nahm. Durch die Stadt, in deren Höfen und Toreinfahrten ich außer mich geriet, dann wieder zu mir fand, mich zusammennahm und nicht mich, sondern V. an die Hand nahm, mich ertrug und mich bestrafte. Durch die Stadt, die zu verlassen sich einfacher gestaltete, als einfach zu verzeihen. Doch nun ist es ebendiese Stadt – diese stets selbstsicher ruhige, stets gleichmütig wohlwollende, dabei aber allem menschlichen Leid entrückte Stadt –, die aufschreit. Sie heult mit den Sirenen von Notarzt und Feuerwehr, jault mit den Hupen von Autos, klingelt mit alarmierten Smartphones. Was tun, um diesen Schrei zu beenden? Ich wusste es nicht. Wir zwängen uns durch die Menge, schnappen Fetzen von Telefongesprächen auf, aus denen Persönliches, Individuelles, völlig verdrängt ist, in denen niemand mehr streitet, niemand sich mehr versöhnt, wo alle nur noch Teil eines gemeinsamen Kampfes sind. Der reine Horror, was hier vor sich geht. Entweder er kapituliert oder er haut ab. Es stimmt, die Metro ist abgeriegelt. Schon fünf Leichen. Nein, korrigiert jemand, acht. Lasst uns auf verlässliche Informationen warten. Diesmal ist er zu

weit gegangen, damit kommt er nicht durch. Zurück geht es jetzt nicht mehr. Dem machen wir den Prozess. Am besten wie Ceauşescu gleich hinrichten. Nein, das muss alles europäisch über die Bühne gehen, zivilisiert. Jemand hört plötzlich auf zu reden und hebt den Arm, um sein Telefon in eine Kamera zu verwandeln und in ein paar Sekunden der ganzen Welt nicht nur von sich, sondern von dieser Menge zu berichten, muss aber von denen schweigen, die jetzt im Qualm feststecken und hoffen, dass sich auch neben ihnen jemand findet, der den Arm hebt, der von ihnen berichtet und dabei nichts entstellt, sondern alles genau erklärt, damit man später keine Lügen verbreiten kann.

Wir erreichen das Shopping Center, zu dem die Nachricht von der veränderten Welt noch nicht vorgedrungen ist. Hier nimmt das Leben seinen gewöhnlichen Lauf, funktionieren die Rolltreppen, werden Cocktails gemixt, rutschen Menschen auf dem Eis aus, schwimmen Fische im Aquarium. Wir beobachten die Fische und sind dabei genauso stumm wie sie. Schließlich sagen wir: Bis morgen, und gehen in verschiedene Richtungen auseinander. Unsere Heimwege trennen sich, nun müssen wir die Strecke allein bewältigen, allein Anrufe beantworten, versichern, ja, ich bin fast da, alles in Ordnung, dabei steht uns noch ein langer Weg allein durch die Stadt bevor, in der ich das Wort *Freunde* und das Wort *du* zurückgelassen habe, aus der ich aber bei der Abreise das sanfte Wort *wir* mitgenommen habe, um es in ein neues Leben zu tragen, in ein neues Land, um es mit neuen Merkmalen zu beleben, mit neuen Charakteristika, um es mir zu implantieren, mich selbst neu zu definieren und es umzuidentifizieren. Dort aber klang diese Buchstabenkombination noch unsicherer, noch scheuer und viel zerfahrenere. Dort war dieses *Wir* völlig wirr.

Vor dem Einschlafen höre ich noch, dass es nicht fünf Opfer und auch nicht acht, sondern fünfundzwanzig sind. Ich versuche, diese Zahl zu begreifen, wiederhole sie. Fünfundzwanzig. Doch ob das bereits die endgültige Zahl ist? Der Khreschtschatyk ertrinkt in schwarzem Rauch. Die Sonne birst wie ein Eisblock und qualmt. Es wird dunkel. Schreie gellen. Alle kaltmachen. Wir machen ihm den Prozess. An mehr erinnere ich mich nicht. Über uns bricht die Nacht herein, aber nicht weit von uns kämpft, ohne auch nur ein Auge zuzutun, die Zeit um ihre Würde.

Melikova/Pöhlmann: *Ich ertrinke in einem fliehenden See*, Berlin: Matthes & Seitz, 2024, S. 259–264.

„Auf dass Ihr Leben schwinde, mal nach links, mal nach rechts“ heißt es früh in Anna Melikovas Roman *Ich ertünke in einem fliehenden See* in Anspielung auf Zeilen von Joseph Brodsky, und um genau jenes Hinundherschwanken und Fehlermachen und den richtigen Weg Suchen im Leben geht es in dieser Geschichte einer ersten, obsessiven Liebe: Um Selbstfindung und -behauptung und allmähliche Befreiung aus einer Co-Abhängigkeit, vor dem Hintergrund der russischen Annexion der Krim. Am Ende eines fünfzehnjährigen Schreibprozesses in drei Sprachen, der die langwierige Abwendung der Protagonistin von ihrer russischen Muttersprache zum Ukrainischen und Deutschen hin widerspiegelt, ist Melikova ein Wurf gelungen, der die Widersprüche von lyrischem Pathos (Zwetajewa!) und poststrukturalistischer Sprachskepsis als Kraftquelle in sich vereint (auch das ein Schwingen) und seine eigene Autofiktionalität klug reflektiert. Ob für Zärtlichkeit, "Wolkenkratzerwörter" oder rotzige Flüche findet Christiane Pöhlmanns Übersetzung dabei stets die richtigen Töne und Zwischentöne.

– **Hannes Langendörfer**

ANNA MELIKOVA, 1984 in der Ukraine geboren, aufgewachsen auf der Krim, ist Schriftstellerin und Drehbuchautorin. Nach ihrem Studium der Germanistik in Kyjiw arbeitete sie als Filmkuratorin und -kritikerin in Moskau. Seit 2017 lebt sie in Berlin. Sie schrieb das Drehbuch für den Film *Grand Jeté* (2022). Ihre Prosatexte erschienen in diversen Magazinen und Anthologien. 2022 war sie Stipendiatin des LCB.

CHRISTIANE PÖHLMANN, 1968 geboren, studierte Slawistik, Germanistik, Geschichte und Übersetzen in Berlin und Moskau. Sie übersetzt aus dem Russischen und Italienischen und schreibt als Literaturkritikerin u. a. für die taz und die FAZ.

Trauriger
Tiger

Neige
Sinn

Aus dem Französischen
von Michaela Mehner

Inhaltswarning: In diesem Text geht es um sexuelle und sexualisierte Gewalt und Diskriminierungserfahrungen. Bitte sei achtsam.

Pourtant il est vrai que, dès qu'on peut parler du traumatisme, c'est qu'on est déjà un peu sauvé. Cela ne veut pas dire que ce soit la parole ou la littérature qui réalise la thérapie. Au contraire, l'écriture ne peut advenir que quand le travail, une partie du travail, a été fait, ce morceau de travail qui consiste à sortir du tunnel.

Es ist schwer, die reinen Fakten zu erzählen. Zum einen ist die Entrüstung bereits im Ausrufezeichen des Untertitels präsent, außerdem ist es dem Journalisten nicht möglich, sich auf den Stiefvater, den „beau-père“ zu beziehen, den er so niederträchtig findet, dass er nicht weiß, wie er ihn nennen soll, womit er ungewollt die Vorurteile der damaligen Zeit bedient. Ihm zufolge spricht das junge Mädchen, um sich zu befreien, um sich von dem *schrecklichen Geheimnis* zu befreien. Man stellt sich das so vor, dass es dem jungen Mädchen viel besser geht, nachdem sie es ausgesprochen hat, jetzt, da sie ja ihre *schwere Bürde* mit anderen teilt. In keinem der Protokolle steht, dass ich gesprochen habe, um mich zu befreien, ganz im Gegenteil, ich weise von Anfang an entschieden darauf hin, dass ich spreche, um die anderen zu schützen, sie aber halten weiterhin an dem Glauben fest, dass ich es für mich selbst getan habe und dass ich, wenn man das weiterdenkt, die Menschen in meinem persönlichen Umfeld ein klein wenig geopfert habe, um mein Ziel zu erreichen.

Ich bin diejenige, der das passiert ist. Wer ist das *Ich*, das hier spricht? Die Frau, zu der die Tochter der Aussteiger vom Berg sich entwickelt hat? Die Höhlenforscherin, die in den See fällt, Vertreterin des schwachen Geschlechts? Das kleine Mädchen mit den sieben Jahren Martyrium, das sich schließlich von seiner Bürde befreit, indem es ein erschütterndes Zeugnis schreibt? Man könnte sich sagen, das habe vielleicht keine Bedeutung, wer da genau spricht,

woher diese Erzählung kommt, welchem Geiste sie entspringt. Und doch wäre sie, je nachdem, aus welchem Leben sie kommt, nicht die gleiche. Ich bin diese drei jungen Mädchen und noch viele andere, ich trage all diese Stimmen in mir.

Mein Leben als Horrorfilm

Ich habe knallharte Alpträume, in denen er mich verfolgt, um mich zu vergewaltigen. Ich verstecke mich, entkomme seinem Zugriff, indem ich auf ihn einrede, völlig sinnloses Zeug, mit dem es mir am Ende aber gelingt, die Aufmerksamkeit von mir abzulenken. Manchmal holt er mich ein und vergewaltigt mich am Ende doch. Manchmal entkomme ich ihm nur, indem ich wegrenne, schreiend die Flucht ergreife, ohne dass mir ein Laut über die Lippen kommt.

In einem dieser Träume sagt meine Schwester, die in einem Kinderkörper steckt, aber mit ihrer Erwachsenenstimme zu mir spricht, dass er zwar sie selbst nicht vergewaltigt habe, dafür aber alle kleinen Freunde meines Bruders anfasst, die bei uns zu Hause übernachten. Ich renne verzweifelt auf der Suche nach diesen kleinen Jungen durch ein Dorf voll kleiner Gässchen, die ich nicht wiedererkenne. Ich renne so schnell, dass ich außer Atem und mit klopfendem Herzen erwache.

Es gibt halb erotische Träume, in denen ich mich in einer mehr oder weniger eindeutigen sexuellen Szene befinde, bei einem Rendezvous, einer Begegnung an einem ungewöhnlichen Ort, an dem es sehr unschicklich ist,

nackt zu sein, was uns aber überhaupt nicht stört, ich nähere mich meinem Partner, der mir den Rücken zuwendet oder das Profil oder sich gerade im Schatten befindet, und dann sehe ich, obwohl ich mich bei meinem Liebhaber wähnte, klar und deutlich sein Gesicht, eine hämisch lachende Fratze – es ist er.

Die meisten Träume ähneln eher Filmen von David Lynch als echten Horrorfilmen. Sie werden einfach von einem unbeschreiblichen Gefühl des Entsetzens beherrscht, das immer da ist und auf eine klebrige Weise den gesamten Szenenablauf durchtränkt. Ich weiß von Anfang an, dass er da ist. Er wird immer da sein. Er beobachtet oder vielmehr wartet auf den Moment, in dem er zur Tat schreiten kann.

Mein Leben als amerikanisches Melodram

Ich stamme aus kleinen Verhältnissen, anfangs zählen wir eher zur ländlichen Hippieszene, später dann, als meine Mutter wieder heiratet, werden die Umstände regelrecht erbärmlich. Wir leben unter prekären Bedingungen: Meine Mutter, mein Stiefvater, vier Kinder, von denen ich die Älteste bin, drei Mädchen und ein Junge, wohnen in einer auf Vordermann gebrachten Ruine, in der beständig Renovierungsarbeiten laufen, meine Mutter macht den Haushalt, mein Stiefvater arbeitet auf Baustellen. Nach den ersten Missbrauchsjahren lässt mein Körper mich im Stich, es wird eine schwere Skoliose diagnostiziert. Man steckt meinen mageren Körper in ein kleines Korsett wie das von Frida Kahlo, das als Stütze

dienen soll, das mir helfen soll, gerade zu wachsen, auch wenn es um meine Wirbelsäule gar nicht gut bestellt ist, keiner ahnt warum, sie wächst krumm, als würde sie von einer enormen Last erdrückt. Aber ich lasse mich trotzdem nicht kleinkriegen. Ich bin eine gute Schülerin. Die Lehrer werden auf mich aufmerksam und spornen mich zum Weitermachen an. Ich bin eine brillante Studentin, gehe zum Studium an die Universität von Nizza und dann nach Marseille, und später, dank eines Auslandsstipendiums, in die Vereinigten Staaten. Mithilfe meiner neuen kultivierten Kommilitonen, die aus behüteteren Verhältnissen stammen als ich, begreife ich, dass ich meinen Vergewaltiger anzeigen muss, um die anderen Kinder zu schützen und Gerechtigkeit zu fordern. Ich spreche mit meiner Mutter, die mich nach reiflicher Überlegung auf diesem Weg begleitet, und wir erstatten Anzeige. Ein Prozess findet statt, der den Schuldigen an seinen Platz verweist. Er wird verurteilt. Die Kleinen sind ein paar Jahre lang geschützt. Ich selbst bin frei. Ich kehre in die Vereinigten Staaten zurück, dann gehe ich nach Mexiko. Ich mache meinen Doktor in Literaturwissenschaft. Schreibe Bücher. Lerne einen netten Mann kennen. Wir bekommen ein Kind. Eines Tages erzähle ich meiner Tochter, was mir als kleines Kind widerfahren ist. Sie findet es unglaublich, es ist Lichtjahre von ihrer eigenen Erfahrung entfernt. Eines Tages dann, später, sie ist erwachsen, ich bin fast schon eine alte Frau, liest sie das Buch, in dem ich diesen schrecklichen Moment in meinem Leben schildere. Wir sitzen auf einer Terrasse, vor einer grandiosen Landschaft. Wir beobachten in der Ferne den Nebel, der über den vor uns liegenden Hügel gleitet, in Michoacán, Mexiko, in dem Haus ihrer Kindheit, das sie für ein Auslandsstudium verlassen hat und in das sie hin und wieder zurückkehrt, um ein paar Tage mit ihren alten Eltern zu verbringen. Sie ergreift meine Hand, hält sie fest. Sie weint ein wenig, ich aber weine nicht. Ich bin zufrieden.

Ein Happy End

Ich habe es gerade erzählt, das Happy End. Dabei gibt es selbstverständlich keins. Für einen Menschen, der in seiner Kindheit missbraucht wurde, gibt es nie ein Happy End. An den Mythos vom Überlebenden zu glauben, wie er uns in den amerikanischen Filmen geschildert wird, ist ein Irrtum und eine Quelle der Angst. Auf diese

Weise lässt man einen in dem Glauben, die Zeit sei linear, es gebe eine fortschreitende Entwicklung vom Opfer zum Kläger zum Überlebenden zum zufriedenen Menschen. In Wirklichkeit – und das weiß man seit den präkolumbianischen Völkern oder den Alten Griechen, zumindest seit Heraklit – ist die Zeit zyklisch, sie kommt und geht und kommt wieder, ein ewiger Kreislauf. Es gibt kein Ende, nur das Drehbuch legt eines fest, schließlich muss der Film an einem bestimmten Punkt aufhören. Wundern Sie sich also nicht – sollten Sie selbst Überlebende sein – ganz gleich ob Mann oder Frau –, dass Sie zwar Ihren Weg gegangen und dabei gar nicht allzu schlecht weggekommen sind, so gut wie möglich in Anbetracht Ihrer Ausgangsbedingungen, dass Sie sich vielleicht sogar auf ganz wunderbare Weise aus der Affäre gezogen haben und dass Sie trotzdem nicht zufrieden sind. Sie verspüren nicht diesen Frieden, den die SchauspielerIn empfindet, die meine Rolle spielt, auf dem Stuhl neben meiner Tochter sitzend, in deren Leben es kein Leid und keine Schmerzen gab, jedenfalls keinen sexuellen Missbrauch in ihrer Kindheit. Und das hat seinen Grund, denn ich habe es ja offensichtlich auch nicht, dieses verdammte Happy-End-Gefühl. Weil es nicht zu Ende ist. Weder für mich noch für Sie noch für sonst jemanden. Und solange auch nur ein Kind auf Erden das erleben muss, wird es nicht zu Ende sein, für niemanden von uns.

Und doch ist es wahr: Sobald man über das Trauma reden kann, ist man bereits ein wenig gerettet. Das soll nicht heißen, dass die Therapie durch das Wort oder die Literatur erfolgt. Im Gegenteil, das Schreiben kommt erst, wenn die Arbeit, ein Teil der Arbeit, bereits erfolgt ist, dieses Stück Arbeit, das darin besteht, aus dem Tunnel herauszukommen.

Man schreibt nicht mit seinen Neurosen, sagt Deleuze. Die Neurose, die Psychose öffnen dem Leben keinen Weg, sie sind vielmehr Zustände, in die man verfällt, wenn der Prozess unterbrochen, behindert, blockiert ist. Die Krankheit ist nicht Prozess, sondern dessen Abbruch [...].

Zum Schluss noch der berühmte Satz von Artaud (den alle Welt bei jeder nur denkbaren Gelegenheit zitiert), in dem es heißt, dass keiner je etwas geschrieben oder gemalt, geformt, modelliert, gebaut oder erfunden habe, es sei denn, um der Hölle zu entkommen, ist vielleicht ein skandalöses Missverständnis. In Wahrheit geschieht

das Gegenteil, das heißt, derjenige, der schreibt, zeichnet usw., ist de facto der Hölle bereits entkommen, nur deshalb kann er schreiben. Denn wenn man in der Hölle ist, schreibt man nicht, erzählt man nichts, erfindet man auch nichts. Dann ist man einfach viel zu sehr damit beschäftigt, in der Hölle zu sein.


Wenn man darüber reden kann, schreibt Virginia Woolf, dann nur, weil das Geschehen selbst von dem reinen Leid, das im Modus des Irrealen erlebt wird, losgelöst ist. Es wird erst real, wenn es durch die Sprache erfasst wird.

Ich wage die Erklärung, dass ein Schock in meinem Fall sofort von dem Wunsch gefolgt wird, ihn zu begründen. Ich habe das Gefühl, einen Schlag erhalten zu haben; aber es ist, anders, als ich als Kind dachte, nicht einfach nur ein Schlag von einem Feind, der sich hinter der Watte des täglichen Lebens versteckt, es ist eine Art Offenbarung, oder wird zu einer werden; es ist ein Zeichen für etwas Reales hinter dem Schein, und ich mache es real, indem ich es in Worte fasse. Erst indem ich die Erfahrung in Worte fasse, mache ich sie zu etwas Ganzem; diese Ganzheit bedeutet, daß sie die Macht verloren hat, mir weh zu tun; es ist mir, vielleicht weil ich, indem ich es tue, den Schmerz zum Verschwinden bringe, eine große Freude, die verstreuten Teile zusammenzufügen. Vielleicht ist das die größte Freude, die ich kenne.

Sinno/Meßner: *Trautiger Tiger*, München: dtv Verlag, 2024, S. 88–95.

NEIGE SINNO wurde 1977 in der Region Hautes-Alpes in Frankreich geboren, sie verbrachte viele Jahre in Mexiko und lebt heute im französischen Baskenland. Sie studierte amerikanische Literatur, die sie an der Universität lehrte, und arbeitete als Übersetzerin. Sie hat Kurzgeschichten und den kurzen Roman *Le Camion* sowie mehrere Essays veröffentlicht. Für *Trautiger Tiger* wurde sie mehrfach ausgezeichnet u.a. mit dem Prix Femina, dem Prix Goncourt des lycéens sowie dem Premio Strega Europeo 2024.

MICHAELA MEßNER wurde in Mainz geboren und lebt als freie Übersetzerin in München. Sie erhielt zahlreiche Stipendien und wurde mit dem Raymond-Aron-Preis ausgezeichnet. Sie übersetzte u.a. Négar Djavadi, Giuliano da Empoli und Anne Berest.



Es gibt gute Bücher, sehr gute Bücher – und dann gibt es solche, deren Lektüre lebensverändernd sein kann. Neige Sinno's Dekonstruktion des sexuellen Missbrauchs durch ihren Stiefvater und der ihr dadurch konfiszierten Kindheit ist ein solches. Mit einem Visier aus Intertextualität und Essayistik geschrieben folgt der Text einer strengen Struktur des Verstehens, zieht persönliche Dokumente, Literatur, Theorie heran – und räumt dabei klug mit Narrativen und Annahmen über sexuellen Missbrauch auf. Es ist ein paradoxes literarisches Unterfangen: Immer wieder reflektiert Sinno über Sinn und Risiko des eigenen Vorhabens, stellt es infrage und ist dabei schonungslos, vor allem mit sich selbst. *Trauriger Tiger* ist eine autofiktionale Tour de Force – ehrlich, klug, absolut notwendig – stilistisch präzise und einfühlsam ins Deutsche übertragen von Michaela Meßner.

– **Cia Rinne**

So gehn wir
denn hinab

Jesmyn Ward

Aus dem
Englischen
von Ulrike Becker

Songs begin and die, wisp and drift away over the fields, dampened coals under the stares of the hands. One of the hands barks at two older men and a girl for weeding too slowly; the girl walks unevenly, one foot turned inward. I ignore the soft pulse of my heart, the thought that flashes through me to help her, to help them. It is only midmorning, but my stumbling from hunger and the fatigue from the hole has gotten worse.

JEDER MANN, JEDE FRAU, jedes Kind, das laufen kann, ist auf den Feldern. Hunderte von uns beugen sich über die Erde, umgeben vom beißenden Geruch des Zuckerrohrs, dem faserigen Unkraut, dem modrigen Dung. Ich folge Mary und Esther, die sich bücken und hacken, zupacken und ziehen. Manches Unkraut ist so hart, dass es uns in die Hände schneidet, wenn wir daran ziehen. Der Himmel erweist uns eine kleine Gnade: Wolken schirmen die Sonne ab und verdecken sie schließlich ganz, sodass sich der Tag auf die Temperatur von lauwarmem Waschwasser abkühlt, aber trotzdem prickeln mein Kopf und meine Hände vor Schmerz, und mein Rücken krampft sich zusammen, während ich mich durch die Reihen von ausgewachsenem Zuckerrohr arbeite. **Lieder erklingen und ersterben, wabern über die Felder und verwehen unter den Blicken der Helfer wie Asche. Einer der Helfer blafft zwei ältere Männer und ein Mädchen an, weil sie zu langsam arbeiten; das Mädchen geht ungleichmäßig, dreht einen Fuß nach innen. Ich ignoriere das sanfte Klopfen meines Herzens, den Gedanken, ihr zu Hilfe zu kommen, allen dreien zu helfen. Es ist noch nicht mal Mittag, aber mein Torkeln vom Hunger und die Erschöpfung von den Tagen im Loch werden immer schlimmer.** Obwohl ich die Bäume am Horizont sehen kann, wo der Dschungel des Waldes dem Zuckerrohr Einhalt gebietet, sich darüberbeugt, entschlossen, sich etwas von diesem Land zurückzuholen, obwohl ich die Beweise dafür aus der Erde reiße,

scheinen die Zuckerrohrreihen endlos weiterzugehen.

„Wieso hast du heute dein Haar abgeschnitten? Und dann begraben?“, fragt Esther, während sie mit einem tief wurzelnden Unkraut kämpft.

Ich wische Dreck von meinen Handflächen, indem ich sie am Rock abstreife. Es klingt wie ein Flüstern aus der Erde.

„Ich habe versucht, mich an etwas von meiner Mama zu erinnern.“ Esther würde mir sowieso nicht glauben, wenn ich ihr von Aza und der Erde und den Flüssen erzählte. „Meine Haare haben mich dabei gestört.“ Mir fällt eine gute Lüge ein. „Und wenn der Ehemann mich jetzt hässlicher findet, umso besser.“

Esther geht in die Hocke und weist mit dem Kinn über eine kleine Gruppe von Hütten am Rand der Felder hinaus, auf den dichten Wald, der sich bis weit in die Ferne erstreckt.

„Zuerst dachte ich, du schneidest dein Haar ab, um es an die Grenze zu bringen. Dahinten ist die Grenze“, sagt Esther.

„Was?“, sage ich.

„Wo du heute Morgen hingerannt bist. Da ist die Grenze. Aber ich wüsste nicht, was Haare da nützen sollten.“ Sie zuckt die Achseln und buddelt.

„Ich schätze, man könnte Seile draus machen.“

„Wer könnte Seile draus machen?“

Esther zieht ein dorniges Unkraut mitsamt der Wurzel heraus. Sie wischt sich Blut am Rockbund ab.

„Die, die weglaufen.“

Ich ziehe an meiner eigenen Pflanze.

„Einige von ihnen leben dort draußen, an der Grenze. Im Wald, aber noch nah genug, um mit uns Handel zu treiben und Verwandte von hier zu treffen.“

Die Pflanze scheint sich mir entgegenzustemmen und gibt dann abrupt nach, sodass ich rückwärts auf die Erde falle und mit wackligen Knien wieder aufstehen muss.

„Dort legen wir Essen und Kleidung und Werkzeuge für sie hin. Da draußen.“

Ich schiebe das Unkraut in meinen Sack.

„Ich dachte, du bist deswegen so weit gerannt, aber dann ist mir eingefallen, dass du niemanden hast, der von hier weggelaufen ist.“

„Da drin leben Leute?“, frage ich.

„Ja, überall, in der Wildnis“, sagt Esther.

Ich schlucke, meine Zunge liegt wie ein aufgequollener Keks in meinem Mund, und ich rufe mir die beiden Erinnerungen, die mir geschenkt wurden, ins Gedächtnis.

„Im Norden ist ein Ort, der Great Dismal Swamp genannt wird. Es heißt, da leben ganze Familien drin, große Gemeinschaften“, sage ich.

Esther stopft ihr Unkraut tiefer in ihren Sack.

„Hier ist überall Sumpf. Voll von Schlangen und Alligatoren und Bären“, sagt sie.

Mary pfeift in Richtung des stahlgrauen Himmels.

„Manche Leute“, sagt Esther. Sie spricht ganz leise, seitlich durch die Lippen. Ich verstehe sie kaum bei den Geräuschen der vielen Menschen um uns herum, die Wurzeln aus der Erde

reißen, Säcke schleifen, mit den Füßen trampeln. „Die Mama von meiner Mama stammt aus einem Ort namens Terre Gaillarde, südlich von hier, im Sumpf. Dort ist schwerer Boden. Guter Boden. Sie sind dahin geflohen und haben vom Land gelebt. Schildkröten und Fisch und so gegessen.“

Der Himmel ist bedeckt, aber wir schwitzen so stark, dass uns das Atmen schwerfällt.

„Man musste durch Wasser schwimmen, das einem bis zum Hals reichte, um hinzukommen. Es lag mitten im Moor“, sagt Esther.

Die Wolken sieden. Ich betrachte die langen Reihen, die vielen von uns, die jäten.

„Aber das Leben war schwer. Die Leute haben gehungert. Sie hatten da einen Mann, der hieß St. Malo. Er war ihr Anführer; hat ihnen Werkzeuge und Gewehre gebracht, auf den Plantagen Sachen eingetauscht.“

Ich werde nicht nach Aza Ausschau halten. Nicht schauen, ob sie in ihren Rücken den Himmel zusammenrafft, sich drohend im Kreis dreht, wirbelt und donnert, raschelt und rauscht.

„Sie waren frei. Irgendwie. Aber die Polizei hat es herausgefunden; sie haben die *Cabildos* gerufen. Klar konnten sie das nicht zulassen, ein ganzes Dorf von Weggelaufenen im Sumpf.“ Esther hievt sich ihren Sack auf die Schulter und macht einen Schritt durch die nächste Reihe, ehe sie sich wieder hinhockt. „Und dann sind St. Malo und seine Leute nach Mississippi zum Handeln und haben einen Weißen umgebracht, der sie bedroht hat.“ Esther schüttelt den Kopf. „Meine Oma meinte, sie wussten, dass es dumm war, aber sie dachten, der Weiße wollte sie umbringen, also haben sie ihn zuerst umgebracht.“

Ich schwitze trotz des kühlen Wetters. Kleine Rinnsale aus Blut trocknen an meinen Fingern, vom Ziehen am Unkraut, von den Wunden, von der Arbeit.

„Sie haben sie gejagt und im Sumpf aufgespürt. Meine Oma und die anderen haben sich gewehrt, aber alle wurden gefangen. Die Jäger haben alles verbrannt, was sie gebaut hatten, und dann haben sie St. Malo aufgehängt. Manche der Weggelaufenen haben sie gefesselt und ihnen ein M auf die Wangen gebrannt, M wie *Marron*. Meine Oma und meine Mama haben dieses M für den Rest ihres Lebens im Gesicht getragen. Manche haben dreihundert Peitschenhiebe gekriegt. Alle, die sie nicht getötet haben, wurden zu dem hier zurückgeschickt.“ Esther

stolpert auf einem kahlen Sandflecken zwischen den Reihen, ehe sie sich wieder bückt. „Hier kommt der Tod nur langsamer, das ist alles.“

Wir stöhnen. Alle stöhnen wir, und der Wind trägt es weiter. Ein lebendiges Klagelied, das unter dem Sausen des Windes lauter wird. Es steigt auf aus dem endlosen Zuckerrohr, durch das wir schmerzgebeugt kriechen, braust über die Felder, schwillt immer gewaltiger an. Wie es brodelte.

„Wo du dein Haar vergraben hast. Da legen wir Mais hin, vom Tierfutter. Macheten und Messer. Binden Hühner an den Beinen zusammen und hängen sie an die Bäume. Und die, die wegelaufen sind, die da draußen im Sumpf leben, die hinterlassen da Fisch oder Waschbär oder Wildschwein für die von uns, die noch nicht mutig genug sind, um auch wegzulaufen. Für die von uns mit Babys oder Mamas, die sie nicht alleinlassen können. Für die von uns, die das, was im Sumpf lauert, noch mehr fürchten als das, was auf den Feldern lauert, oder die die *Cabildos* fürchten, die uns im Sumpf aufspüren, wenn wir uns an einem Platz zusammen tun. Wenn wir uns trauen, frei zu leben“, sagt Esther.

Esther reißt eine widerspenstige Pflanze aus der Erde, eine mit Wurzeln, die so lang sind wie eine Mistgabel. Ihr Gesicht ist verzerrt wie ein Wischlappen, der zum Trocknen ausgewrungen wird. Sie kämpft mit den Tränen.


„Mein Bruder ist auch da“, sagt sie. „Manchmal schleicht er sich her und besucht mich.“

Mary tätschelt Esther kurz, ihre Finger flattern über ihren Rücken, leicht wie der Flügel eines vorbeifliegenden Kranichs.

Ward/Becker: *So gehn wir denn hinab*, München: Antje Kunstmann Verlag, 2024, S. 178–183.

JESMYN WARD, geboren 1977, wuchs in DeLisle, Mississippi, auf. Nach einem Literaturstudium in Michigan war sie Stipendiatin in Stanford und Writer in Residence an der University of Mississippi. Sie lehrt derzeit Englische Literatur an der Tulane University in New Orleans. Jesmyn Ward ist die erste Frau und die erste Afroamerikanerin, die zweimal mit dem wichtigsten amerikanischen Literaturpreis, dem National Book Award, ausgezeichnet wurde: für *Vor dem Sturm* (Kunstmann, 2013) und für *Singt, ihr Lebenden und ihr Toten, singt* (Kunstmann, 2018). Sie erhielt außerdem u.a. den MacArthur Genius Grant und den Library of Congress Prize for American Fiction.

ULRIKE BECKER studierte Amerikanistik und Theaterwissenschaften. Seit 1989 arbeitet sie als Übersetzerin; ihr Schwerpunkt liegt auf der Literaturübersetzung aus dem Englischen. Zudem ist sie als Kulturveranstalterin tätig; von 2003 an gehörte sie zehn Jahre lang zur künstlerischen Leitung des Tanzfestivals Tanz im August in Berlin. Sie lebt in Berlin-Schöneberg und Lingen (Ems).



Es ist eine Sache, von der unmenschlichen Geschichte der Versklavung in den USA zu wissen. Es ist eine ganz andere, Jesmyn Wards Roman zu lesen – und zu spüren, wie sich das Leben auf einer Plantage angefühlt haben könnte.

Es ist die Geschichte des Mädchens Annis, das auf einer Reisplantage in South Carolina geboren wurde. Annis wird von ihrer Mutter getrennt, auf einen Todesmarsch in den Süden geschickt und in New Orleans auf dem Markt verkauft. Immer wieder erscheint ihr die Geisterfrau Aza – vielleicht die Seele ihrer Mutter, vielleicht ein Symbol für die Erfahrung Schwarzer Frauen in der Versklavung. Lässt sich das eigentlich Leben nennen?, fragt man sich bei der Lektüre oft. Und denkt am Ende: Man muss sogar.

In der Tradition von Autor*innen wie Toni Morrison verleiht Ward den Versklavten eine Stimme und erweitert den historischen Diskurs um eine zutiefst persönliche und poetische Dimension. Ihre Sprache findet elegante Metaphern für das Dasein in Gefangenschaft, „die wilde Natur, eine heimliche Liebe. Die herausragende Übersetzung von Ulrike Becker überträgt diese erzählerische Kraft ins Deutsche, ohne an Präzision oder Musikalität zu verlieren.

– **Khuê Phạm**

Shortlist 2025

Sankofa

DOĞAN AKHANLI

Aus dem Türkischen von Recai Hallaç
Bremen: Sujet Verlag, 2024

Übung in Gehorsam

SARAH BERNSTEIN

Aus dem Englischen von Beatrice Faßbender
Berlin: Verlag Klaus Wagenbach, 2025

Autobiographie des Todes

KIM HYESOON

Aus dem Koreanischen von Sool Park und Uljana Wolf
Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 2025

Ich ertünke in einem fliehenden See

ANNA MELIKOVA

Aus dem Russischen von Christiane Pöhlmann
Berlin: Matthes & Seitz, 2024

Traufiger Tiger

NEIGE SINNO

Aus dem Französischen von Michaela Melzner
München: dtv Verlag, 2024

So gehn wir denn hinab

JESMYN WARD

Aus dem Englischen von Ulrike Becker
München: Antje Kunstmann Verlag, 2024

Seit 2009 verleihen das Haus der Kulturen der Welt und die Stiftung Elementarteilchen den Internationalen Literaturpreis. Dotiert mit 35.000 Euro – 20.000 Euro für Autor*in, 15.000 Euro für Übersetzer*in – zeichnet er ein herausragendes Werk der internationalen Gegenwartsliteratur und seine Erstübersetzung ins Deutsche aus. Aufbauend auf dem Erbe des Preises, das Verständnis für heterogene Formen des Geschichtenerzählens zu erweitern, können seit 2023 auch deutsche Erstübersetzungen internationaler Lyrik eingereicht werden.

Das Gewinner*innen-Duo des diesjährigen Literaturpreises wird am 17. Juli 2025 im Rahmen einer öffentlichen Veranstaltung im Haus der Kulturen der Welt bekanntgegeben (Eintritt frei).

Die Titel der Shortlist 2025 werden in den Wochen vor der Preisverleihung in mehreren Lesegruppen gemeinsam gelesen und diskutiert. Nähere Informationen zur Teilnahme und alle Termine unter: hkw.de/lesegruppen

V.i.S.d.P.: Jan Trautmann

Redaktion: Sophie Genske, Miriam Greiter, Ida Heuer, Zacharias Wackwitz, Franziska Wegener

Abdruck der Textstellen mit freundlicher Genehmigung der Verlage

Design: Studio Yukiko

Marketing: Susanne Held

Das Haus der Kulturen der Welt ist ein Geschäftsbereich der Kulturveranstaltungen des Bundes in Berlin GmbH.

Intendant und Chefkurator:
Prof. Dr. Bonaventure Soh Bejeng Ndikung,
Stellvertretende Intendantin: Henriette Gallus
Kaufmännische Geschäftsführerin:
Charlotte Sieben

Das Haus der Kulturen der Welt wird institutionell gefördert durch Der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien.

